

René Maran: „Ein Mensch wie jeder andere“

Von allen Seiten verraten

Von Ulrich Rüdener

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 29.12.2023

Ein Klassiker: René Maran war der erste schwarze Autor, der 1921 den Prix Goncourt gewann und sich in seinem umfangreichen Werk intensiv mit der Grausamkeit des Kolonialismus auseinandersetzte. Mit seinem Roman „Ein Mensch wie jeder andere“ von 1947 ist er nun wiederzuentdecken.

Die erste große Schrift Frantz Fanons trägt den Titel „Schwarze Haut, weiße Masken“ – ein Klassiker der Kolonialismuskritik. Der schwarze Mensch, stellt Fanon darin fest, möchte weiß sein; in einem komplexen psychologischen Deformationsprozess unterwerfe er sich den Normen des Kolonisators. Dies gelte es zu überwinden. Ein Kapitel in seinem Buch widmet Fanon einem französischen Roman, der in den 1920er Jahren spielt, 1947 veröffentlicht worden ist und nun erstmals in der sehr guten deutschen Übersetzung von Claudia Marquardt erscheint: „Ein Mensch wie jeder andere“ von René Maran.

Dieses Buch zeige exemplarisch die Neurose des assimilierten Schwarzen auf: Er sei innerlich von Selbstzweifeln zerfressen, weil er so sein möchte wie die anderen – die anderen, das sind die normsetzenden Weißen. Den Beweis dafür, als weiß zu gelten, kann er indes nur erbringen, wenn er von einer weißen Frau geliebt werde – auch wenn er an der Aufrichtigkeit dieser Liebe zweifeln muss, eben weil er schwarz ist. Übrigens, das sei angemerkt, hat die Übersetzerin bewusst rassistische Wendungen im Buch beibehalten, um nicht nachträglich die Brutalität, die Thema des Romans ist, zu bemänteln.

Nach Frankreich verpflanzt

„Unsere Rassen trennen uns. Und wenn auch nicht für Sie, so bin und werde ich doch in den Augen Ihrer Familie und der ganzen Welt immer nur ein Neger sein. Und ein Neger hat nicht das Recht zu schreien, zu lachen, zu weinen, zu lieben, Verrücktes anzustellen oder wie jeder andere Mensch die widersprüchlichsten Gefühle zu haben.“

Marans schwarzer Held, der hier spricht, heißt Jean Veneuse. Als kleines Kind aus „den warmen Ländern“ wurde er von seinen Eltern nach Frankreich „verpflanzt“, um ein „echter Franzose“ zu werden. Er durchläuft die einschlägigen Bildungsinstitutionen, findet Freunde,

René Maran

Ein Mensch wie jeder andere

Aus dem Französischen von Claudia Marquardt. Mit einem Nachwort von Mohamed Mbougar Sarr

Elster & Salis Verlag, Zürich

208 Seiten

24 Euro

wird als Exot herumgereicht und für seine Intelligenz geschätzt. Er findet sein Auskommen als Kolonialbeamter, verliebt sich in die Französin Andrée Marielle.

Herkunft und Identität

Als er auf einem Schiff eincheckt, um seinen nächsten Dienst im Tschad anzutreten, verfolgt ihn die Erinnerung an Andrée – und es verfolgen ihn die Fragen nach Herkunft und Identität. Er weiß um die Widersprüche, die sein Leben ausmachen, er weiß, dass auch durch Bildung Rassenvorurteile nicht aufgehoben werden.

„Ich habe aufrichtig an diese Kultur geglaubt und diese neue Welt [...]. Welch ein Fehler. Ich musste nur älter werden und fortgehen, um meiner neuen Heimat im Land meiner Vorfahren zu dienen, damit ich mich fragte, ob ich nicht von allen Seiten verraten worden war, da die Weißen mich nicht als ihresgleichen anerkannten und die Schwarzen mich fast verleugneten.“

Ein Dilemma. Zwangsläufig zweifelt und leidet Jean Veneuse stärker an dem System, dem er als Beamter dient.

„Gewalt geht vor Recht, Mord wird gefeiert und honoriert, das ist Kolonialisierung, das ist Zivilisation. Alle wissen es. Warum also das ständige Beschönigen?“

Zur Beschönigung gehören auch die Umgangsformen, die unter den zivilisierten Franzosen herrschen: An Bord trifft er seinen alten, selbstverständlich weißen Schulfreund Coulonges und seine Frau; sie reisen in Begleitung von Madame Demours, die auf dem Weg zu ihrem Mann in den Kolonien ist. Die drei reden Veneuse zu, sich seiner Liebe zu öffnen und Andrée zu heiraten.

Von Vorurteilen bedrängt

Weil sie nie unter Rassismus zu leiden hatten und sich selbst für aufgeschlossen halten, sprechen sie ihm auf gewisse Weise seine Erfahrungen ab. Aber auch in der feinen Gesellschaft grassieren die Vorurteile, von denen Veneuse bedrängt wird. Ein anderer Bekannter an Bord redet höchst gönnerhaft und ungeniert rassistisch:

„»Es ist schon merkwürdig«, sagt er in oberlehrerhaftem Ton, »welches Ansehen die Neger seit dem Krieg in Frankreich genießen. Vor allem bei unseren Frauen. Sie sind geradezu vernarrt in unsere schwarzen Brüder. Ich sage das nicht, um Sie zu kränken, Veneuse. Im Übrigen sind Sie gar kein richtiger Schwarzer. Weder von Ihrer Hautfarbe her noch was Ihre Intelligenz oder Bildung angeht. Eigentlich sind Sie einer von uns.“

Hier scheint die Ambivalenz auf, die auch Frantz Fanon zum Kern seiner Kritik macht: Soweit die Assimilation auch gehen mag, die Diskriminierung findet stets einen Ausdruck, mal subtiler, mal deutlicher. Die weiße Maske überzustülpen heißt nicht, das schwarze Gesicht verbergen zu können. Verkleidung ist kein Weg zur Emanzipation. Die Liebe mag Veneuse wahrhaftig erscheinen – seine Liebe sowohl zu Andrée als auch zu Clarisse Demours, mit der er auf dem Schiff eine kaum verborgene Affäre beginnt. Aber sie ist zugleich eingebettet in eine Welt, die nach Farben trennt.

Zwischen den Stühlen

Maran hat für diese Problematik nicht unbedingt eine Lösung, sondern reagiert darauf nur mit einem sehr wachen Sensorium. Er versucht, die Psyche, die Sehnsucht, den Schmerz seines Helden so präzise wie möglich darzustellen, in einer klaren, poetischen Sprache, in die sich Naturbeschreibungen wie seelenlandschaftliche Erkundungen einschreiben. Maran zeigt den Zwiespalt von Veneuse, seine Unzufriedenheit, seinen Spagat – weder fühlt sich sein Held als Franzose, noch als Teil jener Völker, die von Frankreich unterdrückt werden.

René Maran, der 1921 für seinen bekanntesten Roman „Batouala“ als erster schwarzer Schriftsteller mit dem Prix Goncourt ausgezeichnet wurde, waren diese Mechanismen nur allzu bekannt. Er selbst war als Kolonialbeamter tätig gewesen. Im Vorwort von „Batouala“ kritisierte er den Kolonialismus scharf, was ihn seinen Posten kostete. Mit Jean Veneuse hat er eine äußerst komplexe, zwischen Anpassung und Auflehnung, Melancholie und Schwärmerei oszillierende Figur geschaffen. Eine Figur, die alles, vor allem sich selbst hinterfragt, aber den daraus entstehenden Kummer nicht in wütende Handlung verwandelt, sondern internalisiert. Keine Figur, die jene Konsequenzen zieht, von denen Frantz Fanon schreibt: Fanon zielte auf eine radikale Restrukturierung der Welt, in deren Folge die Hautfarbe nicht mehr als Abweichung wahrgenommen und die von den Europäern postulierte Rassentrennung nicht mehr anerkannt wird.